



Kurt Tucholsky – Autor in einer Übergangszeit

von Kurt F. Svatek



Kurt Tucholsky,
1931

Foto: tucholsky-gesellschaft.de

Warum gerade Kurt Tucholsky?

Sie werden sich vielleicht fragen, warum ich mir ausgerechnet Kurt Tucholsky als „Lieblingsdichter“ ausgewählt habe. Schon in Zeiten, zu denen weiterführende Bildungseinrichtungen noch Hochschulen oder Akademien hießen, gab es Pflichtvorlesungen, die nicht gerade übertrieben interessant gestaltet wurden. Da lernte einer lieber aus Manuskripten und hielt unter der Bank die gesammelten Werke Kurt Tucholskys oder auch Erich Kästners bereit, der besonders wegen seiner satirischen und bissigen Gesellschaftskritik faszinierte. Was später noch dazukam, ist die enge Verknüpfung von Beruf, ja Berufung und dem eigenen Schicksal bis hin zur Ausbürgerung und notwendigen Emigration. Es ist das Schicksal eines linken Intellektuellen in der Weimarer Republik, der auch die jeweils eigenen Leute nicht schonte, das Schicksal eines Schriftstellers, der sich gegen die Mächtigen auflehnt, ein Emigrantenschicksal, das Schicksal eines Deutschen, ein jüdisches Schicksal.

Biografisches

Ich möchte die Lebensdaten vorerst nicht von außen gesehen darstellen. Ich habe nämlich seine eigenhändige Vita für den Einbürgerungsantrag zur Erlangung der schwedischen Staatsbürgerschaft 1934 gefunden. Daraus möchte ich einige Passagen zitieren:

*Dr. iur. Kurt Tucholsky
Hindås, 22.1.34*

Kurt Tucholsky wurde am 9. Januar 1890 als Sohn des Kaufmanns Alex Tucholsky und seiner Ehefrau, Doris, geborene Tucholski (sie waren Cousin und Cousine) in Berlin geboren. Er besuchte Gymnasien in Stettin und in Berlin und bestand im Jahre 1909 die Reifeprüfung. Er studierte in Berlin und in Genf Jura und promovierte im Jahre 1914 in Jena cum laude mit einer Arbeit über Hypothekenrecht.

Im April 1915 wurde Tucholsky zum Heeresdienst eingezogen; er war dreieinhalb Jahre Soldat. Zuletzt ist T. Feldpolizeikommissar bei der Politischen Polizei in Rumänien gewesen.

Nach dem Kriege war Tucholsky unter Theodor Wolff, dem Chefredakteur des Berliner Tageblatt, Leiter der humoristischen Beilage dieses Blattes, des „Ulke“, vom Dezember 1918 bis zum April 1920.

Während der Inflation, als ein schriftstellerischer Verdienst in Deutschland nicht möglich gewesen ist, nahm Tucholsky eine Anstellung als Privatsekretär des früheren Finanzministers Hugo Simon in der Bank Bett, Simon & Co. in Berlin an.

Im Jahre 1924 ging Tucholsky als fester Mitarbeiter der Berliner Wochenschrift „Die Weltbühne“ und der „Vossischen Zeitung“ nach Paris, wo er sich bis zum Jahre 1929 aufhielt. Er ist dort Mitglied der »Association Syndicale de la Presse étrangère« gewesen.

Nachdem Tucholsky bereits als Tourist längere Sommeraufenthalte in Schweden genommen hatte (1928 in Kivik, Skåne, und fünf Monate im Jahre 1929 bei Mariefred), mietete er im Sommer 1929 eine Villa in Hindås, um sich ständig in Schweden niederzulassen. Er bezog das Haus, das er ab 1. Oktober 1929 gemietet hat, im Januar 1930 und wohnt dort ununterbrochen bis heute. Er hat sich in Schweden schriftstellerisch oder politisch niemals betätigt. Zahlreiche Reisen, die zu seiner Information und zur Behebung



eines hartnäckigen Halsleidens dienten, führten ihn nach Frankreich, nach England, nach Österreich und nach der Schweiz. Sein fester Wohnsitz ist seit Januar 1930 Hindås gewesen, wo er seinen gesamten Hausstand und seine Bibliothek hat.

Tucholsky hat im Jahre 1920 in Berlin Fräulein Dr. med. Else Weil geheiratet; die Ehe ist am 14. Februar 1924 rechtskräftig geschieden. Am 30. August 1924 hat Tucholsky Fräulein Mary Gerold geheiratet; die Ehe ist am 21. August 1933 rechtskräftig geschieden. Tucholsky hat keine Kinder [...]

Tucholsky hat zu den bestbezahlten deutschen Journalisten gehört. Seine in Deutschland befindlichen Vermögenswerte sind laut Bekanntmachung im Deutschen Reichsanzeiger vom 25. August 1933 beschlagnahmt worden [...]

Danach erfolgte eine Aufzählung seiner Werke, mit der kleinen Geschichte *Reinsberg – ein Bilderbuch für Verliebte* aus dem Jahr 1912 beginnend, über den Lyrikband *Fromme Gesänge*, 1920, bis zu *Schloss Gripsholm*, 1931.

Die Aberkennung der Staatsangehörigkeit beruft sich auf ein Reichsgesetz vom 14. Juli 1933 [...]

Dr. Tucholsky ist im Begriff, seine schwedischen Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Er hat den Wunsch, die schwedische Staatsangehörigkeit zu erwerben, falls dies zulässig ist.

Soweit seine selbst geschriebene Vita. Kurt Tucholsky starb knapp zwei Jahre später, am 21. Dezember 1935, an einer Überdosis des Schlafmittels Veronal. Seine Asche wurde im Sommer 1936 unter einer Eiche auf dem Friedhof Mariefred nahe dem Schloss Gripsholm beigesetzt. Später wurde eine Grabplatte mit dem Zitat Goethes aus Faust II angebracht: *Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.*

Beziehungsprobleme

Tucholskys Verhältnis zu den Damen seines Herzens war Zeit seines Lebens ein unstabiles, geprägt von Bindungsangst, ja letztlich von Bindungsunfähigkeit. Daran scheiterten auch seine beiden Ehen. Das führen viele Biographen auf das schlechte Verhältnis zu seiner Mutter zurück, unter deren Regiment er nach dem frühen Tod des Vaters 1905 gelitten hatte. Auch seine beiden jüngeren Geschwister, Bruder Fritz und Schwester Ellen-Ida, beschrieben sie übereinstimmend als tyrannischen Typus der alleinstehenden Hausmegäre voll neidischen Zorns. Doris Tucholsky verstarb am 7. Mai 1943 im Ghetto Theresienstadt.

Zum Literarischen

Tucholsky war einerseits einer der bedeutendsten Journalisten der Weimarer Republik, der auch unter vielen Pseudonymen veröffentlichte. Zeitweise Chefredakteur der satirischen Zeitschrift *UlK* und Mitherausgeber der Wochenzeitschrift *Die Weltbühne* erwies er sich als Gesellschaftskritiker in der Tradition Heinrich Heines, seinem großen Vorbild. Zugleich war er Satiriker, Kabarettautor, Liedtexter, Romanautor, Lyriker und Kritiker in den Bereichen Literatur, Film und Musik. Er rezensierte allein 500 literarische Werke. Zu seinen Verdiensten auf diesem Gebiet gehört es, als einer der ersten auf das Werk Franz Kafkas aufmerksam gemacht zu haben. Als „tief und mit den feinfühligsten Fingern gemacht“ beschrieb er bereits 1913 Kafkas Prosa in dessen erster Buchveröffentlichung *Betrachtung*; das Romanfragment *Der Prozess* bezeichnete er in seiner Rezension als „das unheimlichste und stärkste Buch der letzten Jahre“. James Joyce *Ulysses* beurteilte er hingegen eher kritisch, hat aber den Erfolg sehr wohl vorhergesehen. Über einzelne Passagen schrieb er aber auch: „Wahrscheinlich ist das mehr als Literatur.“

In den knapp über 20 Jahren seiner schriftstellerischen Tätigkeit hat er über 800 Veröffentlichungen von lyrischen Texten zu verzeichnen. Schon sein Debüt lässt seine charakteristische Verfahrensweise erkennen: die aktualisierende Umtextung und Funktionalisierung literarischer Vorlagen in aufklärerischer Absicht mit Anspielungen, Zitaten und Parodien einerseits und nicht nur das Zurückgreifen auf Vorlagen aus der hochliterarischen Tradition, sondern auch aus der Volksüberlieferung und der zeitgenössischen Unterhaltungsindustrie. Den Schwerpunkt des lyrischen Werkes bildet zweifellos das engagierte, adressatenbezogene und wirkungsorientierte Gedicht, das in verschiedensten Formtypen anzutreffen ist. Aber er zog immer eine klare Trennlinie zur – wie er es nannte – Gebrauchsliteratur, bei der ...

die Frage nach der Kunst eine falsch gestellte Frage ist und bei der die These nicht sublimiert, sondern unmittelbar in literarischer Maskerade vorgeführt wird. Diese bemesse sich nicht am ästhetischen Gehalt, sondern lediglich am politischen Effekt.

Erich Kästner hatte da beispielsweise viel weniger Berührungängste. Er beklagte auch, wie mit seinen lyrischen Texten im Kabarett umgegangen wurde. Es verdross ihn nicht nur, dass er bestohlen und oft genug nicht bezahlt wurde, sondern dass dafür Verse genommen wurden, die seiner Meinung nach nie für den Vortrag geschrieben worden waren, also nicht für das Ohr, sondern für das Auge. Und das meinte er, sei ein himmelweiter Unterschied:



Das Ohr nimmt weniger auf als das Auge; es nimmt viel schwerer auf, eine Sage ist keine Schreibe ... Lesend verstehen wir sehr rasch – hörend viel, viel langsamer. In einer zu singenden Strophe ist nur für einen einzigen Gedanken Platz – in einer gedruckten darf, ja, sollte jede Zeile etwas Neues enthalten.

Erinnert das nicht auch noch heute an den Unterschied zwischen Lyrik und Liedtexten? Dazu sein wohl fast allen aus dem Kabarett bekanntes *Chanson*:

*Da ist ein Land – ein ganz kleines Land –
Japan heißt es mit Namen.
Zierlich die Häuser und zierlich der Strand,
zierlich die Liliputdamen.
Bäume so groß wie Radieschen im Mai.
Turm der Pagode so hoch wie ein Ei –
Hügel und Berg
klein wie ein Zwerg.
Trippeln die zarten Gestalten im Moos,
fragt man sich: Was mag das sein?
In Europa ist alles so groß, so groß –
und in Japan ist alles so klein!*

*Da sitzt die Geisha. Ihr Haar glänzt wie Lack.
Leise duftet die Rose.
Vor ihr steht plaudernd im strahlenden Tag
kräftig der junge Matrose.
Und er erzählt diesem seidenen Kind
davon, wie groß seine Landsleute sind.
Straße und Saal
pyramidal.
Sieh, und die Kleine wundert sich bloß –
denkt sich: Wie mag das wohl sein?
In Europa ist alles so groß, so groß –
und in Japan ist alles so klein!*

*Da ist ein Wald – ein ganz kleiner Wald –
abendlich dämmern die Stunden.
Horch! wie das Vogelgezwitscher verhallt ...
Geisha und er sind verschwunden.
Abendland – Morgenland – Mund an Mund –
welch ein natürlicher Völkerschaftsbund!
Tauber, der girrt,
Schwalbe, die flirrt.
Und eine Geisha streichelt das Moos,
in den Augen ein Flämmchen, ein Schein ...
In Europa ist alles so groß, so groß –
und in Japan ist alles so klein.*

Ein anderes, sehr bekanntes Gedicht heißt *Ehekrach*:

„Ja –!“
„Nein –!“
„Wer ist schuld?“
Du!“
„Himmeldonnerwetter, lass mich in Ruh!“

– „Du hast Tante Klara vorgeschlagen!
Du lässt dir von keinem Menschen was sagen!
Du hast immer solche Rosinen!
Du willst bloß, ich soll verdienen, verdienen –
Du hörst nie. Ich red dir gut zu . . .
Wer ist schuld –?
Du.“

„Nein.“
„Ja.“

– „Wer hat den Kindern das Rodeln verboten?
Wer schimpft den ganzen Tag nach Noten?
Wessen Hemden muss ich stopfen und plätten?
Wem passen wieder nicht die Betten?
Wen muss man vorn und hinten bedienen?
Wer dreht sich um nach allen Blondinen?
Du –!“

„Nein.“
„Ja.“
„Wem ich das erzähle ...!
Ob mir das einer glaubt –!“
– „Und überhaupt –!“
„Und überhaupt –!“
„Und überhaupt –!“

*Ihr meint kein Wort von dem, was ihr sagt:
Ihr wisst nicht, was euch beide plagt.
Was ist der Nagel jeder Ehe?
Zu langes Zusammensein und zu große Nähe.*

*Menschen sind einsam. Suchen den andern.
Prallen zurück, wollen weiter wandern ...
Bleiben schließlich ... Diese Resignation:
Das ist die Ehe. Wird sie euch monoton?
Zankt euch nicht und versöhnt euch nicht:
Zeigt euch ein Kameradschaftsgesicht
und macht das Gesicht für den bösen Streit
lieber, wenn ihr alleine seid.*

*Gebt Ruhe, ihr Guten! Haltet still.
Jahre binden, auch wenn man nicht will.
Das ist schwer: ein Leben zu zwein.
Nur eins ist noch schwerer: einsam sein.*

Ein weiteres gar nicht so unaktuelles Beispiel – *Europa*:



*Am Rhein, da wächst ein süffiger Wein –
der darf aber nicht nach England hinein –
Buy British!
In Wien gibt es herrliche Torten und Kuchen,
die haben in Schweden nichts zu suchen –
Köp svenska varor!
In Italien verfaulen die Apfelsinen –
lasst die deutsche Landwirtschaft verdienen!
Deutsche, kauft deutsche Zitronen!
Und auf jedem Quadratkilometer Raum
träumt einer seinen völkischen Traum,
Und leise flüstert der Wind durch die Bäume ...
Räume sind Schäume.*

*Da liegt Europa. Wie sieht es aus?
Wie ein bunt angestrichenes Irrenhaus.
Die Nationen schuffen auf Rekord:
Export! Export!
Die andern! Die andern sollen kaufen!
Die andern sollen die Weine saufen!
Die andern sollen die Schiffe heuern!
Die andern sollen die Kohlen verfeuern!
Wir?
Zollhaus, Grenzpfahl und Einfuhrschein:
wir lassen nicht das Geringste herein.
Wir nicht. Wir haben ein Ideal:
Wir hungern. Aber streng national.
Fahnen und Hymnen an allen Ecken.
Europa? Europa soll doch verrecken!
Und wenn alles der Pleite entgegentreibt:
dass nur die Nation erhalten bleibt!
Menschen braucht es nicht mehr zu geben.
England! Polen! Italien muss leben!
Der Staat frisst uns auf. Ein Gespenst. Ein Begriff.
Der Staat, das ist ein Ding mitm Pfiff.
Das Ding ragt auf bis zu den Sternen –
von dem kann noch die Kirche was lernen.
Jeder soll kaufen. Niemand kann kaufen.
Es rauchen die völkischen Scheiterhaufen.
Es lodern die völkischen Opferfeuer:
Der Sinn des Lebens ist die Steuer!
Der Himmel sei unser Konkursverwalter!
Die Neuzeit tanzt als Mittelalter.*

*Die Nation ist das achte Sakrament –!
Gott segne diesen Kontinent.*

Tucholsky war sich auch seiner Zeitzugenschaft der geschichtlichen Umbrüche und Erschütterungen bewusst, vom Wilhelminismus, dem Ersten Weltkrieg, der Novemberrevolution, der Weimarer Republik, bis hin zum Nationalsozialismus. In seinem Gedicht *Heute zwischen Gestern und Morgen* schreibt er etwa:



Preussen vereint
Deutschland:
„Kommt es unter
einen Hut?“
– „Ich glaub,
es kommt eher
unter eine
Pickelhaube!“

*Wie Gestern und Morgen
sich mächtig vermischen!
Hier ein Stuhl – da ein Stuhl –
und wir immer dazwischen!*

Und alle drei Strophen enden mit dem Refrain:

*Noch ist es nicht so weit.
Denn wir leben –
denn wir leben
in einer Übergangszeit.*

Tucholsky konnte aber auch voll Unbeschwertheit und Leichtigkeit erzählen, wie sein Kurzroman *Schloss Gripsholm* aus dem Jahr 1931 beweist.

Wie man sich keine Freunde macht

Sein satirischer Geist bewirkte, dass er sich als liberaler linker Intellektueller und Demokrat – er war seit 1922 einige Jahre auch Mitglied der SPD – den Zorn der Linken zuzog, beispielsweise wurde eine Anthologie, in der auch 25 Gedichte Tucholskys enthalten waren, vom sozialdemokratischen Berliner Polizeipräsidenten verboten; aber auch, dass er sich als Abkömmling des jüdischen Großbürgertums den Zorn der jüdischen Großbürger heraufbeschwor. Der jüdische Wissenschaftler Gershom Schole bezeichnete ihn als einen der „begabtesten und widerwärtigsten jüdischen Antisemiten“. Grundlage für dieses Urteil waren unter anderem die „Wendriner“-Geschichten, die nach Ansicht Scholems die jüdische Bourgeoisie in „erbarmungslosesten Nacktaufnahmen“ darstellten. Sein Essay *Die Kunst, falsch zu reisen*, wirkt, als ob es erst gestern geschrieben worden wäre. Dazu zwei kurze Ausschnitte:



Wenn du reisen willst, verlange von der Gegend, in die du reist, alles: schöne Natur, den Komfort der Großstadt, kunstgeschichtliche Altertümer, billige Preise, Meer, Gebirge – also: vorn die Ostsee und hinten die Leipziger Straße. Ist das nicht vorhanden, dann schimpfe ...

In einer fremden Stadt musst zuerst einmal alles genauso haben wollen, wie es bei dir zu Hause ist – hat die Stadt das nicht, dann taugt sie nichts ...

Dass der Pazifist vor der Bedrohung durch den Nationalsozialismus warnte, versteht sich von selbst. Besonders in seinem 1929 erschienenen gesellschaftskritischen Werk: *Deutschland, Deutschland, über alles*. Aber er schrieb auch über die KPD: „Die KPD hat in Deutschland von vorn bis hinten dummes Zeug gemacht ...“ Dazu noch ein Zitat: „Nichts ist schwerer und erfordert mehr Charakter, als sich im offenen Gegensatz zu seiner Zeit zu befinden und zu sagen: Nein!“

Über seine Kriegsjahre im Ersten Weltkrieg schrieb er:

Ich habe mich dreieinhalb Jahre im Kriege gedrückt, wo ich nur konnte. (...) ich wandte viele Mittel an um nicht erschossen zu werden und um nicht zu schießen – nicht einmal die schlimmsten Mittel. Aber ich hätte alle, ohne jede Ausnahme alle angewandt, wenn man mich gezwungen hätte: keine Bestechung, keine andre strafbare Handlung hätt' ich verschmäht. Viele taten ebenso.

Eines Tages bekam ich für den Marsch ein altes schweres Schießgewehr eingehändigt. Ein Gewehr? Und im Kriege? Nie, dachte ich mir. Und lehnte es an eine Hütte. Und ging weg. Das fiel sogar in unserm damaligen Verein auf. Ich weiß nicht mehr, wie ich die Sache rangiert habe – aber irgendwie glückte es. Und es ging auch ohne Gewehr.

1918 wurde er als Vizefeldwebel und Feldpolizeikommissar nach Rumänien versetzt. Dort trat er zum protestantischen Glauben über und ließ sich taufen. Aus der jüdischen Gemeinde war er bereits 1914 ausgetreten.

Insgesamt machten die Kriegserfahrungen Tucholsky zum überzeugten Pazifisten und Antimilitaristen. Angesichts seiner kompromisslosen Haltung gegenüber den Nationalsozialisten war es auch folgerichtig, dass Tucholsky seinen Namen auf der „Ersten Ausbürgerungsliste des Deutschen Reiches von 1933“ wiederfand und dass seine Werke nach 1933 verboten und am 10. Mai 1933 verbrannt und dabei auch explizit genannt wurden.

Zu seinem Tod

Was genau zu seinem Tod führte, wird wahrscheinlich für immer im Dunkeln bleiben. Seit 1931 plagte ihn ein Atemwegs- und Nasenleiden, dessentwegen er fünf Mal operiert worden war. Tatsache ist auch, dass Tucholsky vom 14. Oktober bis zum 4. November 1935 wegen ständiger Magenbeschwerden in stationärer Behandlung war. Seit diesem Krankenhausaufenthalt konnte er nicht mehr ohne Barbiturate einschlafen. Am Abend des 20. Dezember 1935 nahm er in seinem Haus, der Villa „Nedsjölund“ in Hindås eine Überdosis an Tabletten. Tags darauf wurde er, schon im Koma liegend, aufgefunden und ins Sahlgrensche Krankenhaus nach Göteborg gebracht. Dort verstarb Kurt Tucholsky am Abend des 21. Dezember. Es wurde seither vermutet, dass Tucholsky Suizid begehen wollte. Dafür wurde auch als Indiz genommen, dass Tucholsky seit 1932 nichts mehr veröffentlichte. In Briefen bezeichnete er sich etwa als „aufgehörter Dichter“ und „aufgehörter Deutscher“. Vier Monate vor seinem Tod schrieb er beispielsweise:

Ich für meinen Teil habe kein Mitteilungsbedürfnis mehr; für welches Publikum! Man kann für kein Parkett schreiben, das man verachtet.“

Und am 15. Dezember 1935:

Mein Leben ist mir zu kostbar, mich unter einen Apfelbaum zu stellen und ihn zu bitten, Birnen zu produzieren. Ich nicht mehr. Ich habe mit diesem Land, dessen Sprache ich so wenig wie möglich spreche, nichts mehr zu schaffen – ich bin damit fertig.

Ein anderer Ausspruch voller Resignation lautete: „Gegen einen Ozean pfeift man nicht an.“

Die Suizidthese wird 1993 von seinem Biographen Michael Hepp jedoch begründet angezweifelt. Hepp fand Anhaltspunkte für eine versehentliche Überdosierung von Medikamenten. Erich Kästner, in seinen Gedichten ein ebenso scharfer Satiriker der Gesellschaft, sagte über ihn: „Er wollte mit der Schreibmaschine eine Katastrophe aufhalten.“

Abrundung

Abzurunden möchte ich meine Darstellung mit dem Gedicht *Danach*. Vielleicht erinnern Sie sich noch an die alten Filme, die dann zu Ende waren, wenn sich das Liebespaar bekommen hat. Das Motto des Gedichtes: „Et après ...“ ist der Wappenspruch des französischen Schriftstellers Georges Courteline, in dem er sein eigenes Motto „Na un denn?“ wiedererkannte.



Danach

*Es wird nach einem happy end
in Film jewöhnlich abjblendt.
Man sieht bloß noch in ihre Lippen
den Helden seinen Schnurrbart stippen --
da hat sie nu den Schentelmen.
Na, un denn --?
Denn jehn die Beeden brav ins Bett.
Na ja ... diss is ja auch janz nett.
A manchmal möcht man doch jern wissn:
Wat tun se, wenn se sich nich kissn?
Die könn ja doch nich immer penn ...!
Na, un denn --?*

*Denn säuselt im Kamin der Wind.
Denn kricht det junge Paar ,n Kind.
Denn kocht sie Milch. Die Milch looft üba.
Denn macht er Krach. Denn weent sie drüba.
Denn wolln sich Beede jänzlich trenn ...
Na, un denn --?*

*Denn is det Kind nich uffn Damm.
Denn bleihm die Beeden doch zesamm.
Denn quäl'n se sich noch manche Jahre.
Er will noch wat mit blonde Haare:
vorn dof und hinten minorenn ...
Na, un denn --?*

*Denn sind se alt.
Der Sohn haut ab.
Der Olle macht nu ooch bald schlapp.
Vajessen Kuss und Schnurrbartzeit --
Ach, Menschenskind, wie liecht det weit!
Wie der noch scharf uff Muttern war,
det is schon beinah nich mehr wahr!
Der olle Mann denkt so zurück:
Wat hat er nu von seinen Jlück?
Die Ehe war zum jrößten Teile
vabrühte Milch un Langeweile.
Und darum wird beim happy end
in Film jewöhnlich abjblendt.*

Quellen

Kurt Tucholsky: *Gedichte, Lieder Couplets*; Reclams Universal-Bibliothek Nr. 18391, Philipp Reclam jun., 2006
Kurt Tucholsky: *Gedichte & Gedanken*, garant Verlag, Renningen, 2010
Lesezeichen 3, Österr. Bundesverlag, Wien, 1991
de.wikipedia.org/wiki/Kurt_Tucholsky

Kurt F. Svatek, geboren 1949 in Wien, studierte Literatur und Pädagogik, unterrichtete nach einer Beschäftigung für die Stadt Wien an einer Fachschule in Neunkirchen in Niederösterreich und ist seit 2004 als freier Autor und Übersetzer tätig. Er hat über 60 belletristische Bücher (einen Roman, Lyrik, Aphorismen, Erzählungen und Essays, Schüttelreime, Limericks) veröffentlicht; seine Lyrikbände wurden in viele Sprachen übersetzt. Er erhielt für sein Werk zahlreiche Preise und Auszeichnungen in Europa, Asien, Nord- und Südamerika und wurde von der *International Poetry for Peace Association* zum „Coordinator for Europe“ ernannt.

Dieser Beitrag ist die leicht überarbeitete Fassung eines Referats, das Kurt F. Svatek am 16.2.2017 im Rahmen der Vortragsreihe der „Plattform Bibliotheksinitiativen Wien“ zum Thema „Lyriker der Gegenwart über ihre Lieblingsdichter“ gehalten hat.

Interferenz

von Wilhelm Meissel

Erde,
gütige Erde,
Geburtsort gnädiger Götter,
Fruchtkammer, Heimstatt der Toten,
Tanzfläche seliger Geister,
Küche des keimenden Lebens,
verwandelt bist du,
ein faulender Schwamm,
vom Gewürm der Habgier durchlöchert,
von schleimiger Dummheit beschmutzt –
und wir, Nahrung den giftigen Sporen,
wenden dem Himmel uns zu,
der wehrenden Glocke aus Glas –
unsren Gesetzen spottend –
und schreien um Hilfe.
Die Rufe kommen zurück,
eisklirrend und babylonischer denn je.

aus Edith Waclavicek (Hg.):
... und leuchtete nicht ein Stern – Wilhelm Meissel, Poet und Idealist.
Schriftenreihe Bibliotheksinitiativen, 2013